Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 46

Artikel: Der Herr Regimentsmedikus

Autor: Böttcher, Max Karl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647226

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

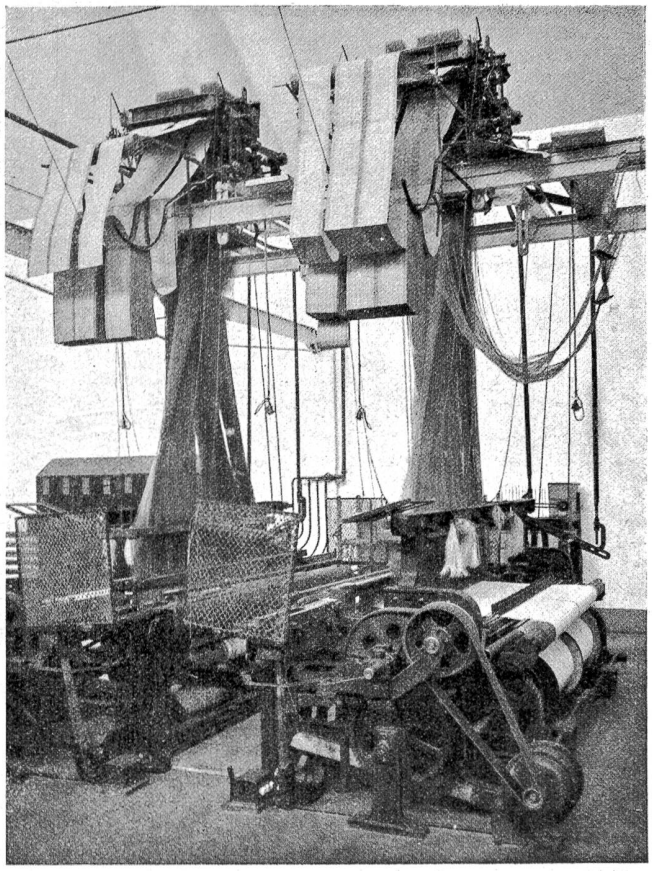
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Moderner Damast-Webstuhl.
(Leinenwebereien Schmid & Cie., Burgdorf.)

läuft da von oben herab auf den aufgespannten Zettel! Schier unmöglich scheint es, daß sie alle den richtigen Weg finden. Aber wie lebendige Kobolde schießen bald diese, bald jene hinauf, hinab. Wer dirigiert sie? Eine wunderbar ersonnene Mechanik des genialen Erfinders Jacquard. Ihm ist es gelungen, die vom Künstler entworfenen Muster in die Maschine zu diktieren, daß sie in feinem Relief im dichten Gewebe erscheinen. Hier könnte man sich stundenlang verweilen und dem Spiel der Fäden zuschauen und wenn irgendwo, so ist hier die Fabrikarbeit nicht eintönig. —

Die fertigen Gewebe kommen dann noch in die Tuchputzerei und in die Wäscherei oder Bleicherei. Jedes Stück wird sehr sorgfältig geprüft und nach Webfehlern abgesucht, und erst nach dieser Kontrolle können die Tuchstücke ihren Weg ins Detailgeschäft und von da zum Kunden antreten. Was man dem Käufer ganz besonders immer wieder empfehlen sollte, ist das: Verlangt nicht allzustark gebleichte Ware! Jeder Bleichprozeß, und sei er auch nach dem besten, unschädlichsten Verfahren vorgenommen, ist eben doch schon eine kleine Abnutzung. Die Wäsche hält fast um so viel länger, als der natürliche Bleichprozeß bei der Hauswäsche dauert. Also lieber zuerst die leicht gelblich gefärbte Wäsche, — sie ist ja keineswegs unschön — und dafür größere Haltbarkeit!

Haben wir nun unsern Rundgang beendet und mit Staunen und Bewunderung einen Einblick in die Fabrikation der Leinwand gewonnen, so bleibt uns nur zu wünschen, daß unser schönes, bernisches Gewebe immer und bei allen Käuferinnen die Achtung erfährt, die ihm gebührt. Und wenn mit den weißen Rollen Freude und Glück in die Häuser einkehrt, dann möge auch der Segen der Arbeit in die Fabriken zurückfließen und bewirken, daß diese schöne Berner Industrie uns in ihrer heutigen Blüte erhalten bleibt!

A. V.

Der Herr Regimentsmedikus.

Aus Schillers Doktortagen. (Zum 175. Geburtstag, 10. November.)
Von Max Karl Böttcher.

Da stand gegen Ende des 18. Jahrhunderts auf dem „Kleinen Graben" in Stuttgart, der damals unweit der Stadtmauer lag, ein bescheidenes Haus. Es gehörte dem Professor Haug, aber dieser hatte es an eine Offizierswitwe weiter vermietet. Die Frau Hauptmann Vischer war Mutter zweier Kinder, welche immer recht kränklich waren, und sie sah sich gezwungen, um nur einigermaßen mit der kleinen Pension von 12 Gulden im Monat auszukommen, ein Zimmer im Erdgeschoß zu vermieten. Und sie hatte Glück! — Zwei junge Herren, soeben erst von der Akademie, die „Hohe Karlsschule" genannt, ins Leben entlassen, beide in „sicherer" Stellung, zogen bei ihr ein und hausten nun, wie es halt Junggesellen tun, die frisch aus dem harten Zwang in die Freiheit gehen dürfen, recht und schlecht in der einfachen Stube. Und doppelt glücklich war die Frau Hauptmann Vischer, daß der eine ihrer Mieter ein junger Arzt war, der sich nun schnell um die so oft kranken Kinder kümmern konnte, ohne daß ihr Doktorkosten erwuchsen. Er hieß Schiller und war der neugebackene Regimentsmedikus, damals Feldscher genannt, allerdings Feldscher ohne Portepee, also nicht im Offiziersrang stehend, weil er noch nicht das Doktordiplom erworben hatte. Er stand beim Garderegiment General Augé in Stuttgart und erhielt 18 Gulden Reichswährung monatlichen Sold.

Der andere Mieter, der mit dem Herrn Feldscher Schiller das Zimmer teilte, war der Leutnant Kapff, der im Gabelenzschen Infanterie-Regiment Dienst tat. Er war ein ehemaliger Studienkamerad Schillers auf der Karlsschule.

Heute saß der junge Regimentsarzt allein in der nicht gerade ordentlich aussehenden Stube, deren ganzes Möbelzeug aus einem Tisch, zwei Betten und etlichen Stühlen bestand, nüchtern, schmucklos und kahl, dafür betrug allerdings der monatliche Mietzins auch nur drei Gulden für jeden Herrn. — Der junge Schiller hatte sich wieder einmal seine Lieblingslektüre, den Shakespeare, hervorgeholt und las und las und paffte dabei aus der Tonpfeife ein billiges virginisches Kraut. Da klopfte es, und auf Schillers knurrendes Herein schob sich ein soldatenähnliches Wesen in die Stube und meldete sich mit einem Anflug von militärischer Strammheit zur Stelle.

„Ist er es, Kronenbitter?" fragte Schiller, ohne aufzuschauen.

„Jawohl, Herr Feldscher, ich bin es, der Kronenbitter."

Wie Schiller dazugekommen, sich diesen krümmsten und wohl auch nicht gerade klugen aus seinen Grenadieren als Diener und Aufwärter herauszusuchen, wird nie ergründet werden, aber gewiß ist, daß dieser Kronenbitter auf immer durch seinen Herrn Berühmtheit erlangt hat.

„Was will er, Kronenbitter?" fragte nun Schiller.

„Aufräumen, Herr Feldscher! Damit wir uns, wenn wieder einmal vornehmer Besuch kommt, nicht schämen müssen!" Und er schielte dabei in die Ecken der Stube. In der einen lag ein Häuflein Kartoffeln, in der anderen ruhten einige Scheite Holz und darauf leuchteten, nicht gerade sauber, Schillers Montur und Gamaschen. Die dritte Ecke des Raumes aber war eingenommen von einem ungeheuren Stapel von Büchern, immer die gleichen Hefte, auf deren Titelblatt in großen Lettern stand: „Die Räuber, Ein Schauspiel." Und darunter war ein kleines Rundbild, auf welchem ein stehender Schauspieler in theatralischer Pose einem lauschenden Zuhörer etwas deklamiert.

Fast täglich brachte die Post neue Mengen dieser Schriften, die dann von dem Regimentsmedikus mit verächtlichem Lachen dem Bücherhaufen in der Ecke zugesellt wurden.

Ach, wenn man doch heute nur eines dieser damals verschmähten Büchlein besäße, man hätte ein kleines Vermögen in der Hand, denn die Bücher waren die in Schillers Selbstverlag (800 Stück, das Geld zum Druck hatte er sich geliehen) erschienenen „Räuber", sein erstes Theaterstück, das ihn über Nacht zu einem berühmten Manne machte, obgleich das Stück noch gar nicht aufgeführt worden war, sondern nur als Lesedrama in die Welt ging und viel Lob und Anerkennung und großes Aufsehen erregte.

Nun zurück zu Kronenbitter. Er wollte also aufräumen, doch der Regimentsmedikus fand die Stube gar nicht so unordentlich und sagte: „Aufräumen?! — Ist nicht alles in bester Ordnung? — Er hat Wichtigeres zu tun! Trete er näher!"

Und er betrachtete den Grenadier von oben bis unten, dann sagte er, schmerzlich lächelnd: „Er ist seines Herrn würdig, Kronenbitter! Wir beide sind Ausbunde an Schönheit und Eleganz!"

Man weiß, daß der gute Schiller genügend Selbsterkenntnis besaß, um zu wissen, wie stiefmütterlich ihn Mutter Natur in bezug auf männliche Schönheit behandelt hatte. Als vor kurzem erst der jugendliche Goethe, damals schon berühmt, in Begleitung seines Freundes Karl August von Weimar die Karlsschule besuchte und durch sein gewandtes Auftreten und durch seine sieghafte männliche Schönheit alle bezauberte, sagte Schiller zu seinem Freunde Scharfenstein: „Goethe hat alles von Mutter Natur, was sich ein Mensch nur wünschen kann — aber schau mich an?!" — Und als sich Schiller das erste Mal in Uniform als neubackener Regimentsmedikus beim Herzog Karl auf der öffentlichen Wachtparade meldete, war auch Freund Scharfenstein zugegen und schreibt darüber: „Wie komisch sah Schiller aus?! Eingepreßt in eine Uniform nach altpreußischem Schnitt, steif und hölzern! An jeder Seite seines Kopfes hatte er drei starre, vergipste Haar-Rollen und am Wirbel war ein langer, dicker Zopf hingepflanzt. Der dürre Hals war in eine sehr schmale, roßhaarene Binde eingezwängt, seine Beine waren so eng in Gamaschen eingewickelt, daß er sich nur steif wie ein Storch bewegen konnte, dazu noch die weiße und dabei sommersprossige Haut und das brandrote Haar!"

Wir wissen also, daß Friedrich Schiller in seiner Jugend nicht gerade als hübscher Mann gelten konnte, um so größer war sein genialer Feuergeist, um so gütiger sein Herz.

Um nun in unserer Geschichte fortzufahren: Schiller war in Betrachtung über seine und seines Burschen Kronenbitter mangelnde Schönheit und Eleganz versunken gewesen, aber er lachte gleich wieder erheitert auf, nahm eine kräftige Prise — er war ein leidenschaftlicher Tabakschnupfer — und befahl alsdann: „Höre er gut zu, Kronenbitter! Wir müssen uns für heute ein Nachtmahl versorgen vom Ochsenwirt in der Hauptstetter-Straße. Aber da der Wirt nicht mehr ankreiden will, so heißt es: Schaffe Geld! — Weiß er, wo der Buchdrucker Mäntler wohnt?"

„Wenn es derselbe ist, der die Wochenschrift herausgibt, für welche der Herr Feldscher so schön schreibt, dann weiß ich es!"

„Ei sieh da! Er ist gar nicht so dumm, wie er ausschaut, Kronenbitter! Also zu diesem Herrn Mäntler gehe er sofort und sage dort: Der Herr Regimentsmedikus Schiller bittet um die 50 Kreuzer, die noch für die letzte Abhandlung restieren! Und wenn er dann die paar Dreibätzner hat, gehe er damit zum Ochsenwirt und bittet um einen Kartoffelsalat und eine Knackwurst, dazu eine halbe Maß Pfälzer! Lasse er sich aber nicht zu wenig geben, denn er weiß, der Leutnant Kapff, wenn er vom Dienst kommt, will auch satt werden! Und wenn der Ochsenwirt nichts geben will, so sage er zu ihm: Wenn die „Räuber" auf dem Theater reüsieren, bekäme er alles mit Zins und Doppelzins zurück! Wenn er aber, Kronenbitter, das Nachtmahl vom Ochsenwirt erhält, dann gehe er zu Herrn Musikus Streicher und bitte er ihn, heute Abend zu mir zu einer Partie Schach."

Der gute Kronenbitter war noch kein Viertelstündlein fort, da klopfte es wieder an die Tür, diesmal leise und zaghaft, und auf Schillers Ruf trat seine Quartierwirtin, die Hauptmannswitwe Vischer, ein und begann sofort zu weinen.

„Na, na! Frau Hauptmännin! Was haben Sie denn? Ist es schlimmer geworden mit dem kleinen Karl? War denn der Herr Doktor Armbruster (ein in Stuttgart damals berühmter Chirurg, ehemals Leibarzt Friedrich des Großen), den ich zu Ihnen bat, noch nicht da?"

„Doch, Herr Feldscher, und er hat dasselbe gesagt, wie Sie: Der Karl hat die Halsbräune, und wenn er keine Luft mehr bekommt, müsse er ihm einen Kanal in die Luftröhre einführen, aber das wäre eine teure Sache, koste mindestens 50 Gulden. Aber woher soll ich arme Witwe 50 Gulden haben. Können Sie mir nicht helfen, Herr Feldscher?"

„Mixturen und Tränke und Pillen, die darf ich wohl verschreiben, aber mit dem Messer, Frau Hauptmännin, bin ich nicht vertraut. Ich will mir überlegen, ob ich Rat finde, um die 50 Gulden heranzuschaffen. Bis dahin gehen Sie zu dem Kinde. Und verlieren Sie Mut und Hoffnung nicht, Gott wird helfen!"

Als die Witwe gegangen war, schritt Schiller noch lange im Gemach auf und nieder und überdachte, wie doch die Not oft recht groß sei auf Erden, und er sann und sann, von wem er wohl 50 Gulden leihen könne für den Chirurgen, aber alle seine Freunde waren ja selbst arme Schlucker. Nun kam auch Kronenbitter zurück, tatsächlich mit einer großen Schüssel Salat, einer ansehnlichen Knackwurst und einer Flasche Pfälzer. Er strahlte über das ganze dumme Gesicht, wie er eintrat, doch dem Regimentsmedikus war es gar nicht nach Essen und Trinken zu Mute.

„Der Ochsenwirt war nicht daheim, Herr Feldscher, aber die Frau Wirtin, die hat mir alles reichlich gegeben und die 50 Kreuzer noch obendrein zurück. Da sind sie."

„Kerl, wie hat er das angestellt? Etwa wieder geschwindelt?"

„Nein, diesmal gar nicht, aber ich habe eins von den vielen Büchern da in der Ecke mitgenommen und es der Ochsenwirtin geschenkt, da war sie so erfreut und gerührt, von dem berühmten Herrn Schiller das Theaterbuch zu bekommen, daß sie mir alles so reichlich gegeben hat!"

Da gewann Schiller doch seine frohe Laune wieder und rief freudig: „Potztausend, das wäre also das erste, das mir meine „Räuber" eingebracht haben: Salat und eine Wurst!"

Während Kronenbitter nun den Tisch zurechtmachte, fragte Schiller: „Und der Herr Musikus Streicher? Kommt er heute?"

„War gar nicht daheim, der Herr Streicher!"

Aber in diesem Augenblick fuhr draußen eine vornehme Reisekutsche vor und heraus stiegen Freund Streicher mit einem eleganten Herrn, den der Musikus (derselbe Streicher, der wenig später Schiller auf seiner Flucht aus Stuttgart begleitete und ihn mit seltener Treue unterstützte) mit vielen Komplimenten in das Haus geleitete, dann die Tür zu Schillers Stube aufriß und dabei rief: „Fritz, ich bringe dir einen großen Verehrer deiner Kunst, den die „Räuber" so begeisterten, daß er dich persönlich kennen lernen möchte: Herr Baron von Leuchsenring, ein bekannter Belesprit (Schöngeist) aus Wien."

In den letzten Wochen war es wiederholt vorgekommen, daß gebildete und vornehme Fremde aus allen Gauen bei Schiller Einkehr hielten, um den so schnell berühmt gewordenen Dichter kennen zu lernen.

Schiller lud nun Streicher und den vornehmen Gast höflich zu seinem bescheidenen Nachtmahl ein, und beim ersten Trunk rief Baron Leuchsenring im Ueberschwang der Freude, mit dem geistvollen Schöpfer der „Räuber" so familiär zusammensein zu dürfen: „Ach, wie bin ich glücklich! Aber doppelt glücklich würde ich sein, wenn ich meinen Freunden in Wien erzählen könnte, daß mir der verehrte Meister Schiller zwei Zeilen in mein Stammbuch geschrieben!" — Und in wenig taktvoller Weise legte er zwei große Goldstücke auf den Tisch und sagte dazu protzenhaft: „Wahrlich, auf ein paar Louisdors kommt es dem Baron Leuchsenring nicht an!"

Eisiges Schweigen bei Schiller und Streicher. — Ihnen ihre Armut so hart fühlen zu lassen, war tief verletzend, doch in diesem Augenblick gedachte Schiller der armen Hauptmannswitwe Vischer, derem Kinde durch die Goldstücke vielleicht das Leben gerettet werden konnte. Er sprang auf, murmelte — für die anderen unverständlich — „Gottes Wege sind wunderbarlich! griff dann nach dem Gänsekiel, tauchte ihn in das Tintenfaß und rief lachend: „Her mit dem Stammbuch, Verehrtester! Sie sollen bedient werden! Und ohne Besinnen warf er auf das Papier:

Auf ewig bleibt mit dir vereint,
Der Arzt, der Dichter und der Freund!

Schiller.

Und während der Baron die Zeilen las, strich Schil- die Louisdors ein, sprang zur Tür und rief mit Donnerstimme: „Frau Hauptmännin! He, Frau Hauptmännin!" und drückte der rasch herzueilenden Witwe die Goldstücke in die Hand und sagte: „Da ist mehr, als sie brauchen! Nun rasch, lassen Sie Doktor Armbruster holen, ehe es zu spät ist!"

Noch ehe sich die glückliche Mutter bedanken konnte, war Schiller wieder im Zimmer, und nachdem sich ein Stündlein drauf der vornehme Gast verabschiedet hatte, sah Freund Streicher Schiller an und sagte zu ihm: „Diese Zeilen, Fritz, die du dem Baron in das Album schriebest, waren nicht neu?!"

„Nein, Bester, sie waren genau so neu, wie des Gastes Louisdors. Ich schrieb die zwei Zeilen bereits einmal nieder und zwar in das Stammbuch unseres Freundes Weckherlin, aber da mir nichts Besseres einfiel und ich mich für den Tropf, den Leuchsenring nicht mehr anstrengen wollte, wie er sich zweifellos für den Erwerb der beiden Goldstücke angestrengt hat, so waren mir diese Zeilen gerade genügend. Und nun gehe auch du, bester Streicher. Ich muß mich bereit halten, dem Doktor Armbruster zu assistieren, wenn er den kleinen Karl der Hauptmännin operiert!"

In der Ecke aber hockte, nachdem die beiden Männer gegangen waren, der wackere Kronenbitter, biß herzhaft in ein Endchen Knackwurst und leckte alsdann die Salatschüssel, nachdem er für den Leutnant Kapff einen Teil beiseite gestellt hatte, mit Wonne aus und murmelte dabei für sich: „So'n Herrn, wie mein Feldscher, bekomme ich nimmer wieder! Herrgottl, ist das ein berühmter Mann!"

Agathon Billeter.

Zum 100. Geburtstage, 21. November 1934.

Der Komponist Agathon Billeter, dessen Geburtstag sich am 21. November zum 100. Male jährt, gehört nun freilich nicht zu den Großen im Reiche der Tonkunst. Aber er hat uns Lieder geschenkt, die längst Allgemeingut unseres Volkes geworden sind, Volkslieder in des Wortes bester Bedeutung. Wer kennt nicht „Nun bricht aus allen Zweigen", „O sonniger Mai", „Abendlied" ꝛc.! Sie alle atmen eine tiefe lyrische Musikalität, sind melodiös, wie alle Kompositionen von Billeter, lieblich und ansprechend, dabei voll Kraft und Schwung. Unendlich viel hätte uns Agathon Billeter noch zu geben vermocht, wenn nicht das tückische Schicksal ihn so jung, erst 47 Jahre alt, abberufen hätte!

Am 21. November 1834 kam Billeter als Sohn eines Kunstmalers in Männedorf zur Welt. Der Vater war eine

Agathon Billeter.

tiefveranlagte, edle Natur, die Mutter, eine Arzttochter, eine gemütvolle, feine Frau. Beide haben nachhaltig auf den jungen Agathon eingewirkt. Der Vater, indem er die früh erkannten musikalischen Talente zu fördern versuchte, die Mutter, indem sie in dem Buben ein reiches Innenleben groß werden ließ.

Mit 13 Jahren wurde die weitere musikalische Ausbildung in die Hände eines Fachmannes gelegt, des Zürcher Musikers Falk. Alle Samstage, Sommer und Winter, pilgerte er nach seinen eigenen Aufzeichnungen etwa drei Jahre lang den dreistündigen Weg von Männedorf nach Zürich. Um vier Uhr morgens mußte er weg. In Zürich erhielt er Unterricht in Klavier- und Violinspiel, Generalbaß und Kontrapunkt. Am Nachmittag mußte er zu Fuß wieder zurück, erfreut, wenn sich ausnahmsweise eine Fahrgelegenheit ergab.

Im Jahre 1852 zog er ganz nach Zürich, komponierte, erteilte Musikstunden, leitete einen Gesangverein, hatte die Freude, mit den Musikdirektoren Abt und Heim bekannt zu werden, die ihm viel nützten. Eine lustige Begebenheit aus dieser Zeit verdient Erwähnung. Billeter erzählt sie selbst folgendermaßen: „Ich übernahm auf den Rat meines Lehrers, um die Oper regelmäßig und gratis hören zu können, im Theaterorchester (allerdings ohne Gage) die Stelle für Behandlung der großen Trommel, Becken und Triangel. Leider ließ man mich nur einmal funktionieren; nachdem ich in der ersten Probe, die ich mitmachte (zur „Regimentstochter"), und zwar ohne Notenblatt, meiner Freude an dem reizenden Klange meines Instrumentes in allzu aufdringlicher Weise Luft gemacht hatte, setzte man mich stillschweigend in Ruhestand, überließ mir aber doch für die ganze Saison meinen Sessel im Orchester, um alldort über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzudenken."

Immer deutlicher erkannte er die Notwendigkeit, seine musikalischen Studien auf einem Konservatorium abzuschließen. 1853 ging der Wunsch in Erfüllung. Er konnte auf ein Jahr nach Leipzig. Er hat die Zeit, die ihm zur Verfügung stand, reichlich genutzt und weit mehr als sein Zeitpensum in sich aufgenommen. Die schwere Erkrankung